

stens gehe, der als materialistisch, säkularisiert, korrupt und christlich beschrieben wird.

Deshalb sollten die islamischen Länder, so heißt es, die „Männer der Religion“ besser ausbilden, die Jugend gründlicher erziehen sowie aus Solidarität die Muslime in Afghanistan, Eritrea, Somalia, auf den Philippinen und in Pakistan unterstützen. Auch wurde gefordert, innerhalb der OIC ein Sekretariat für Missionstätigkeit einzurichten und in Khartum ein „islamisches afrikanisches Zentrum“ zu eröffnen, das die Missionierung in ganz Afrika vorantreiben soll.

### Radikalisierung

Bei dem Weltkongreß zeigt sich erneut, daß der fundamentalistische Islam eindeutig dominiert. Bestes Beispiel dafür war die Rede von Hasan al-Turabi, in der er u. a. auf den Dialog mit Nichtmuslimen einging. Nach seiner Meinung ist der Dialog eine Notwendigkeit. Der Muslim soll nämlich „seinen Einfluß auf andere Religionen aus-

üben, um nicht letzten Endes deren Einfluß zu erliegen“. Islamische Organisationen, Institutionen, Institute und Banken zeugen zweifellos von einer neuen Dynamik in der islamischen Welt. Inzwischen wird freilich immer deutlicher, daß Saudi-Arabien bei der Suche nach islamischer Identität zunehmend aus seiner Führungsrolle verdrängt wird. Radikale Verfechter der islamischen Tradition wie Ayatollah Chomayni und die verschiedenen Gruppierungen der Muslimbrüder erfreuen sich nämlich einer wachsenden Anhängerschaft bei Muslimen, die nicht mehr bereit sind, sich mit leeren Versprechungen abspesen zu lassen.

Daß Chomayni und die Muslimbrüder willens sind, den von ihnen angekündigten *Gottesstaat* mit Demagogie und Gewalt herbeizuführen, hat die inner-islamische Entwicklung längst unberechenbar gemacht. Niemand zweifelt mehr daran, daß der Weg der Extremisten in die Isolation führen muß. Welches Gesicht die islamische Gemeinschaft dann haben wird, beginnt sich im Iran abzuzeichnen.

Hans Vöcking

## Ganzheitlich etwas in Bewegung bringen

### Ein Gespräch mit Norbert Herkenrath

*Anfang April wird unter den deutschen Katholiken wieder wie alljährlich die Misereor-Aktion durchgeführt. Aus diesem Anlaß sprachen wir mit dem Hauptgeschäftsführer des Bischöflichen Hilfswerks über die Frage, wieweit kirchliche Entwicklungshilfe langfristig Entwicklungen initiieren und begleiten kann und welchen Bedingungen sie dabei unterliegt. Gesprächspartner waren Gabriele Burchardt und David A. Seeber.*

**HK:** Herr Prälat Herkenrath, Misereor hat in der Öffentlichkeit, bei anderen Entwicklungsorganisationen und hierzulande auch auf staatlicher Seite hohes Ansehen. Was zeichnet das Hilfswerk von seinem kirchlichen Charakter abgesehen aus? Ist es die Wirksamkeit der Hilfe, oder erscheint es einfach als einäugiger König unter Blinden?

**Herkenrath:** Von Blinden würde ich nicht sprechen. Wenn Sie mit einäugig meinen, daß es für eine nichtstaatliche Organisation wie Misereor weder personell noch von den Mitteln her möglich ist, das ganze Maß der weltweiten Not anzugehen, dann gebe ich Ihnen in gewissem Sinne recht. Wenn uns etwas auszeichnet, dann sicher, daß wir mit unserer Hilfe in den meisten Fällen die Menschen, die in Not sind, direkt erreichen. Die Wirksamkeit unserer Entwicklungshilfe hängt sehr wesentlich von Personen und Institutionen ab, die den Menschen nahe sind. Da ist es ein großer Vorteil, daß wir überall auf das große Netzwerk kirchlicher Strukturen zurückgreifen können und auf Menschen, die die Probleme kennen und Lösungen dafür wissen.

**HK:** Liegt in der besonderen Wertschätzung gerade auch von staatlicher Seite nicht die Gefahr, daß Werke wie Misereor zur Alibifunktion für unzureichende staatliche Entwicklungspolitik werden, weil sie einen Nimbus von Entwicklungsleistungsfähigkeit und -bereitschaft vorspiegeln, der dem Anteil der Entwicklungshilfe am Bruttosozialprodukt in keiner Weise entspricht?

**Herkenrath:** Für eine Alibifunktion ist das, was die beiden Kirchen als Anteil am Gesamtbudget des Entwicklungshilfeministeriums erhalten, 184 Millionen von 6,3 Milliarden im vergangenen Jahr, zu wenig. Daß wir dazu beitragen bzw. dafür genutzt werden, einen Nimbus zu erzeugen, hinter dem die tatsächlichen Entwicklungsleistungen weit zurückbleiben, diese Frage ist nicht ganz abzuweisen.

### „Es ist nicht so, daß überall die Kirche im Vordergrund steht“

**HK:** Sie sagen, durch das weltweite Netzwerk kirchlicher Partner erreiche Misereor eine größere Basisnähe. Würden nicht gerade Basisnähe und ein Stück weit auch Glaubwürdigkeit es nahelegen, entschiedener über den kirchlichen Raum hinauszugehen?

**Herkenrath:** Von unserer Herkunft und von unserem Ansatz her ist es ganz natürlich, daß die weitaus meisten Projekte (ca. 90 Prozent) mit kirchlichen Partnern durchgeführt werden. Aber wir sind nicht verpflichtet, nur mit kirchlichen Partnern zusammenzuarbeiten. Wir realisie-

ren in Asien z. B. auch Projekte mit buddhistischen und hinduistischen Gruppen. In Lateinamerika sind viele Partner nichtkirchliche Gruppen, z. B. Genossenschaften von Kleinbauern, Nachbarschaftsvereine in städtischen Elendsvierteln. In manchen Ländern, in denen die Kirche nur schwach oder gar nicht vertreten ist, müssen wir andere Wege und Partner suchen. Hier arbeiten wir manchmal mit der Organisation für Ernährung und Landwirtschaft der Vereinten Nationen und mit anderen UN-Organisationen zusammen.

*HK:* Ist Misereor nicht dennoch in erster Linie Hilfe von Kirche zu Kirche, natürlich Hilfe für soziale Zwecke?

*Herkenrath:* Ich glaube nicht, daß man das so sehen kann. Unsere Projekte sind doch von unserem Auftrag her auf den Menschen ausgerichtet, der arm ist. Es kann sein, daß eine Ortskirche in einem Land der Dritten Welt andere Prioritäten setzt als wir, z. B. den Ausbau einer höheren Schule wünscht für Eliteschüler und damit dem Engagement für die Armen geringere Priorität einräumt. In solchen Situationen würden wir dem Vorschlag der Ortskirche nicht folgen. Das geht nicht immer ohne Konflikt ab. Es ist nicht so, daß überall die Kirche im Vordergrund steht. Unsere erste Sorge gilt dem Menschen.

*HK:* Hat aber nicht insgesamt die Versuchung zugenommen, Einrichtungen, die schon ein gewisses Volumen erreicht haben, oder Zonen, die Fortschritte erkennen lassen, weiterzuentwickeln und darüber diejenigen, die buchstäblich in nackter Armut leben, zu vernachlässigen?

*Herkenrath:* Das ist ein durchaus konflikträchtiger Punkt, übrigens auch hier im Hause. Wir müssen uns immer wieder ausrichten auf unseren ursprünglichen Auftrag, den Kampf gegen Hunger, Elend und Armut in der Welt, und uns immer wieder fragen, ob wir nicht Not einfach übersehen haben. Dazu knüpfen wir jedes Jahr neue Kontakte in den Entwicklungsländern und stimmen uns mit den evangelischen Partnern hier und mit der Internationalen Arbeitsgemeinschaft kirchlicher Hilfswerke (CIDSE) in Brüssel ab. Auf der einen Seite müssen wir einen langen Atem haben und langfristig Projekte und Programme mit erheblichen finanziellen Mitteln unterstützen, wenn wir bestimmten Zielgruppen auf Dauer zu einer Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse verhelfen wollen. Auf der anderen Seite müssen wir flexibel bleiben, um neu aufkommender Not jederzeit begegnen zu können.

### „Durch Musterfarmen ist Kleinbauern nicht zu helfen“

*HK:* Ist es überhaupt möglich, auf dem Wege privater Entwicklungshilfe eine ganze Region oder gar ein ganzes Land zu entwickeln? Gibt es eine Automatik der vielen kleinen Projekte, die nach und nach ein gesamtes Land verändern? Oder haben Entwicklungstheoretiker recht, die sagen, ein solcher Ansatz ist von vorneherein zum Scheitern verurteilt?

*Herkenrath:* Das ist eine sehr wichtige Frage. Es liegt dazu noch zu wenig an ausgewerteter Zeitgeschichte vor. Die ganze Entwicklungshilfe ist ja praktisch wie Misereor erst 25 Jahre alt. Was in diesen 25 Jahren ausgelöst wurde, wird man zuverlässig erst sehr viel später erkennen. Das Zusammenwachsen der vielen kleinen Initiativen zu einem großen meßbaren Ganzen ist eine Frage von Generationen. Dazu ist vor allem auch die politische Dimension zu erreichen, und dies können nur die Menschen selbst. Wir können nur versuchen, die Voraussetzungen dazu zu schaffen. Aber wir können jetzt schon aus Erfahrungen lernen. Misereor hat anfangs z. B. viele Hospitäler und Schulen gebaut. Wir wissen heute, daß das kein sehr erfolgversprechender Entwicklungsweg ist. Man hat versucht, Modellfarmen einzurichten, und sich dabei vom Gedanken leiten lassen, wenn eine Musterfarm entsteht, dann wird diese Modellfarm von den umwohnenden Kleinbauern einfach kopiert. Das hat nicht funktioniert.

*HK:* Warum hat das nicht funktioniert, weil die Projekte zu anspruchsvoll waren und weil diese nicht in das kulturelle Milieu des Umfeldes gepaßt haben?

*Herkenrath:* Der Ansatz war falsch. Durch Musterfarmen ist Kleinbauern nicht zu helfen. Für sie war wichtiger, sie im eigenen Umfeld dazu zu bringen, Selbsthilfeorganisationen zu schaffen, die ihnen bewußt machen, daß sie gemeinsam selbst etwas schaffen können. Wir haben bisher die besten Erfahrungen in solchen Bereichen ländlicher Entwicklung, wo „integriert“ (ganzheitlich) etwas in Bewegung gebracht wurde. Es gibt durchaus Beispiele, wo durch Hilfe in verschiedenen Bereichen (etwa Landwirtschaft, Gesundheit, Selbstorganisationen etc.) eine überschaubare Region sich entwickelte oder wo auch das Entstehen einer Genossenschaftsbewegung große Teile der in einer Gegend lebenden Kleinbauernschaft ihre Lebenslage wesentlich verbessern konnten. Viele kleine sinnvolle Projekte können nach unserer Erfahrung beträchtliche Impulse zur Entwicklung geben.

*HK:* Wächst, während Sie versuchen, traditionelle, durch Klima und Bodenverhältnisse, aber auch durch mangelnde Zusammenarbeit bedingte Armut zu bekämpfen, ein neues, möglicherweise noch schlimmeres, durch den sozialen Wandel bedingtes Elend heran?

*Herkenrath:* Das ist in der Tat das Paradox, mit dem alle Völker der Dritten Welt zu kämpfen haben, und zwar gerade Schwellenländer wie Brasilien oder auch Indien. Man hat in Indien durch Einführung von chemischen Schädlingsbekämpfungsmitteln und durch Mechanisierung der Anbaumethoden die Reis- und Weizenproduktion, in Brasilien die Sojabohnenproduktion oder in Thailand die Maniokproduktion um ein Vielfaches gesteigert. Für die wirklich Armen hat das kaum Verbesserungen gebracht. Im Gegenteil, die rasche Mechanisierung der Produktionsmethoden hat zu einem neuen Massenproletariat geführt. In Brasilien sind auf diese Weise allein im ländlichen Bereich in den letzten zehn Jahren ca. 10 Millionen Arbeitslose entstanden. Misereor

bekämpft nicht nur die „traditionelle“ Unterentwicklung, sondern vor allem auch Fehlentwicklungen. Es gibt ja in der Dritten Welt mehr Opfer von Fehlentwicklungen als „traditionell Unterentwickelte“.

*HK:* Vielleicht handelt es sich aber nur um entgegengesetzte Entwicklungsstrategien. Die eine versucht durch Bewußtseinsbildung an der Graswurzel etwas zu bewirken, die andere betreibt Entwicklung mit großindustriellen Methoden und nimmt vorübergehende Verelendung in Kauf.

*Herkenrath:* Das hat man immer wieder gesagt. Gerade in Brasilien lautete ja das Programm des Planungsministers stets, man müsse erst den Kuchen backen, um ihn dann verteilen zu können. Aber damit ist man gescheitert. Heute müssen in Brasilien die Armen, die am Wirtschaftswachstum nicht teilnehmen, die ganzen Folgen der enormen Verschuldung – über die Inflation und die steigenden Preise – mittragen.

### „Es müssen Warteräume der Entwicklung eingebaut werden“

*HK:* Läßt sich das innerhalb einer Generation so entschieden beurteilen?

*Herkenrath:* Ja, denn der erschreckend wachsende Hunger in der Welt zwingt zu Entscheidungen. Ich würde mir zwar auch wünschen, daß man beide Entwicklungsmöglichkeiten aufeinander abstimmen könnte. Aber die Zeit drängt. Ich bin kein Ökonom, aber ich glaube, daß sich hier die Ökonomen beim internationalen Lastenausgleich etwas Neues überlegen müssen. Ich bin für ein begrenztes Loskoppeln von Entwicklungsländern vom großen Wirtschaftskreislauf der Industriestaaten. Es müssen Warteräume der Entwicklung eingebaut werden zugunsten der armen Bevölkerung.

*HK:* Abkoppeln, weil sie die Konkurrenz nicht durchstehen können?

*Herkenrath:* Entwicklungspolitik muß in diesem Zusammenhang als weltweite Sozialpolitik gesehen werden. Die noch in der Subsistenzwirtschaft lebenden Menschen müssen in ihrer Existenz geschützt werden, und sie müssen die Chance erhalten, sich zu entwickeln. Es darf nicht sein, daß sie im Kampf der Interessen ihre Existenzgrundlagen verlieren; etwa indem ihnen der Boden weggenommen wird oder ihre Kleingewerbe zerstört werden.

*HK:* Wie sehen Sie die andere Alternative, von Professoren der London School of Economics auf den Nenner gebracht: entweder sehr viel mehr bzw. in ganz anderem Maße geben oder gar nichts mehr? Das, was bisher getan werde, könne zur Entwicklung der Dritte-Welt-Länder kaum etwas beitragen, während die Nachteile für die Beschäftigungspolitik in den Industrieländern bereits spürbar würden. Wie wirksam können von daher gesehen kleine vor Ort durchgeführte erfolgreiche Projekte letztlich oder langfristig überhaupt sein?

*Herkenrath:* Misereor ist kein Wirtschaftsunternehmen. Das Werk will wie die Kirche insgesamt dem ganzen Menschen dienen. Die römische Bischofssynode 1971 hat es so formuliert: „Entwicklung kann sich nicht einfach auf die begrenzte wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Dimension beschränken, sondern muß den ganzen Menschen in allen Dimensionen sehen einschließlich in seiner Öffnung auf das Absolute, das Gott ist. Sie ist deshalb an ein bestimmtes Menschenbild gebunden, an eine Lehre vom Menschen, die sie niemals den Erfordernissen irgendeiner Strategie, einer Praxis oder eines kurzfristigen Erfolges wegen opfern kann.“ Dazu noch das Wort von Johannes Paul II. aus der Enzyklika „Redemptor hominis“: „Der Weg der Kirche ist der Mensch.“ Und: „Es geht um jeden Menschen in all seiner unwiederholbaren Wirklichkeit im Sein und im Handeln, im Bewußtsein und im Herzen.“ Aber um Ihre Frage exakt zu beantworten, auch noch ein Wort von Kardinal Frings, der in seiner Begründungsrede von Misereor fragte, was denn die Kollekte angesichts des Ozeans von Elend nütze, zurückfragte: „Soll ich dem einen nicht helfen, weil ich den 999 anderen nicht helfen kann?“ Es heißt einfach anfangen und etwas tun, dann wird sich auch langfristig etwas verändern.

*HK:* Sie betonen sehr die Förderung der ländlichen Entwicklung. Der Jahresbericht 1982 weist aber wie schon frühere nur eine geringe Summe (35,9 Millionen gegenüber 51 Millionen für Bildung und Schulen und 40,7 Millionen für Einrichtungen des Gesundheitswesens) für landwirtschaftliche bzw. ländliche Entwicklung aus ...

*Herkenrath:* Ich glaube, daß der Bericht, so wie Sie ihn lesen, unsere Aufteilung nicht ganz richtig widerspiegelt. Es kommt immer darauf an, wie das im einzelnen eingeordnet wird. Ländliche Entwicklung ist ein Begriff, der den Standort bezeichnet, in dem sich bestimmte und spezifische Vorgänge abspielen und von dem besondere Anforderungen an die Entwicklungshilfe gestellt werden. Vieles von dem, was unter Gesundheitswesen oder was unter Bildungswesen aufgeführt wird, geschieht im ländlichen Bereich. Die meisten Projekte im Gesundheitswesen gehören heute zum Basisgesundheitsdienst im ländlichen Bereich. Wir bauen kaum mehr große Krankenhäuser, sondern wir befähigen die Leute in den Dörfern an der Basis, erste Hilfe zu leisten und Krankheiten durch Präventivmedizin vorzubeugen.

*HK:* Aber das ist erst eine neuere Entwicklung ...

*Herkenrath:* Wir haben sicher am Anfang mehr gebaut als jetzt ...

*HK:* Und wie schätzen Sie heute die Folgekosten dieser frühen Phase bzw. dieses Bauens ein?

*Herkenrath:* Sie halten sich durchaus in Grenzen. Unser Ziel war von Anfang an Hilfe zur Selbsthilfe, also Initialzündung. Normalerweise haben wir ein Projekt nach drei bis fünf Jahren abgeschlossen. Wir beteiligen uns nur in ganz wenigen Fällen an den laufenden Kosten und das mit

der Tendenz, in einem absehbaren Zeitraum aussteigen zu können. Es gibt ein paar Großprojekte, z. B. ein Ausbildungsprojekt für medizinisches Personal in Indien, das uns bereits über Jahre hinweg laufende Kosten verursacht. Wir sind auch da dabei, uns abzukoppeln.

### „Der größte Teil der hungernden Bevölkerung lebt auf dem Land“

*HK:* Gilt das noch: Bischöfliches Hilfswerk gegen Hunger und Krankheit?

*Herkenrath:* 60 bis 70 Prozent aller unserer Maßnahmen, die wir durchführen in allen Kontinenten, sind im weitesten Sinne Maßnahmen zur Hungerbekämpfung: prophylaktisch, unmittelbar und in einem nachfolgenden Sinne. Bei der Sparte Gesundheitswesen können wir auch wieder feststellen, daß etwa 60 Prozent vorbeugende Maßnahmen zur Hungerbekämpfung sind. Nicht untypisch ist dafür das Beispiel Familienplanung, das sowohl in den Gesundheitsbereich wie in den ländlichen Entwicklungsbereich wie in den Bereich der Hungerbekämpfung gehört.

*HK:* Sie sprachen von „Abkoppelung“ und Warteräumen. Geben Sie damit auch gegen den Trend einer chaotischen Verstärkerung der Entwicklung des ländlichen Lebensraums absolute Priorität?

*Herkenrath:* Misereor sieht seine wichtigsten Arbeitsfelder in den städtischen Randzonen, also den Slums, und im Bereich der ländlichen Entwicklung. Dabei kommt der integralen ländlichen Entwicklung durchaus Priorität zu, denn der größte Teil der hungernden Bevölkerung lebt auf dem Land. Dort gibt es die meisten Hungertoten, nicht in den Städten, wie man vielleicht vermuten möchte. So ist es nur folgerichtig, daß die ländliche Entwicklung in unserer Arbeit immer stärker in den Vordergrund rückt. Hier geht es ebenso um Vermarktungsfragen wie Verbesserung der Infrastruktur, des Wasserhaushalts und der Anbaumethoden. Dabei sind die sozialen, kulturellen und religiösen Aspekte immer mit eingeschlossen.

*HK:* Wie frei kann Misereor in den Partnerländern überhaupt arbeiten? Sind nicht die politischen Rahmenbedingungen, und zwar nicht nur in kommunistisch regierten Staaten, gerade für Nichtregierungsorganisationen das größte Hindernis?

*Herkenrath:* Sicher setzt uns die politische Situation, gelegentlich aber auch die religiöse, immer wieder Grenzen. In einem vom Bürgerkrieg heimgesuchten Land ist Entwicklungshilfe überhaupt nicht möglich. Dort können wir nur Katastrophenhilfe leisten. Entwicklungshilfe ist erst wieder möglich, wenn der Krieg vorbei ist. In marxistisch regierten Ländern wie in Vietnam oder Angola ist Entwicklungshilfe nur in einem ganz begrenzten Maße durchführbar. Wir sind davon abhängig, wieviel Wirkraum die dortigen Regierungen uns nichtstaatlichen Organisationen einräumen und ob die Mittelverwendung bis

hin zum Endverbraucher von uns kontrolliert werden kann. In rechten Diktaturen ist der Spielraum des Handelns häufig dadurch eingeengt, daß die Menschen Angst haben, Entwicklungsprojekte mit den Zielgruppen durchzuführen, weil sie fürchten müssen, von den staatlichen Organen der Subversion verdächtigt zu werden.

In einer großen Zahl von Ländern, auch solchen, die von Einheitsparteien regiert werden, wie Tanzania, begrüßt der Staat das Engagement der Kirche und schafft mehr oder weniger günstige Rahmenbedingungen.

*HK:* Wie ist es gegenwärtig damit in Mittelamerika: in Guatemala und El Salvador einerseits, in Nicaragua andererseits?

*Herkenrath:* Wir sind in den von Bürgerkrieg gequälten Ländern gegenwärtig nur sehr begrenzt in der Lage, Entwicklungshilfemaßnahmen durchzuführen. Wir versuchen vor allem, den Flüchtlingen zu helfen und den Opfern von Menschenrechtsverletzungen.

In Nicaragua gibt es relativ viele Ansatzpunkte für langfristig wirksame Entwicklungsprojekte: in der ländlichen Entwicklung, im genossenschaftlichen Wohnungsbau, in der Erwachsenenbildung und im Gesundheitswesen. Die Schwierigkeit in Nicaragua ist, daß innerhalb der Kirche erhebliche Meinungsverschiedenheiten darüber bestehen, wie die Kirche sich zum Entwicklungsprozeß nach dem Sturz des Somoza-Regimes stellen soll: für ein Engagement der Christen im revolutionären Prozeß und damit Mitgestaltung aus christlicher Haltung oder kritische Distanz oder sogar Opposition. Manche Projekte, bei denen wir um Hilfe gebeten wurden, stehen in dieser Spannung.

*HK:* Fördern Sie, verzeihen Sie die Verkürzung, in Nicaragua prosandinistische Projekte?

*Herkenrath:* Alternativ: Wir haben nie Projekte von politischen Parteien unterstützt. Wir tun dies auch im Fall von Nicaragua nicht. Bei den Projekten geht es immer um die Not ganz konkreter Menschen und wie sie beseitigt werden kann.

### „Wir haben keine Ängste, wir müssen nur die richtigen Partner finden“

*HK:* Welche Risiken glaubt Misereor in Nicaragua gegenwärtig eingehen zu können? Die Grundstimmung hier im Lande ist bestenfalls abwarten, wenn man nicht schon aufgegeben hat. Aber ist das nicht kurzfristig? Als es seinerzeit um die portugiesischen Afrikakolonien ging, sagten eine Menge kluger Leute im deutschen Katholizismus, das geht in Richtung Kommunismus, Befreiungsbewegungen dürfe kirchliche Hilfe um Gottes willen nicht zugute kommen. Und als es soweit war, hieß es: seht, wir haben es immer schon gewußt. Darüber hat man vergessen, im nachhinein einzusehen, daß man beizeiten vielleicht noch etwas hätte retten können.

*Herkenrath:* Auf die politische Auseinandersetzung können wir nur begrenzt einwirken. Es ist leider wahr, daß in

der deutschen Öffentlichkeit die Diskussion um Nicaragua von den Kategorien des Ost-West-Konfliktes allzu einseitig beherrscht wird. Nach den Informationen, die wir von unseren kirchlichen Partnern erhalten – auch wenn sie im einzelnen sehr widersprüchlich sind –, scheint die Entwicklung in Nicaragua hin zur Demokratie und zum Pluralismus noch möglich. Persönlich halte ich es für notwendig, weiter den Menschen zu helfen, soweit das in unseren Kräften steht, und damit – wenigstens im kleinen Rahmen – auch zur Einübung in Selbstbestimmung und Beteiligung der Menschen am sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben beizutragen.

*HK:* Gibt es Schwierigkeiten und Rivalitäten – ich würde fast sagen aus der Natur der Sache heraus – bei Partnern von Misereor nicht auch in friedlicheren Gegenden? Es waren aus Ihrem Haus auch hin und wieder Klagen zu hören, Partnerkirchen seien wenig über einander informiert, ein Bischof wisse nicht, was in seiner Nachbardiözese geschehe, und die Projektarbeit leide unter mangelnder Kooperationsbereitschaft in den betreffenden Ländern selbst.

*Herkenrath:* Grundsätzlich würde ich sagen: Je besser der Informationsfluß und je differenzierter, um so besser für unsere Arbeit und um so besser auch für die Menschen dort. Wir helfen mit, um auch die Abstimmung untereinander zu verbessern. Wir haben mitgeholfen, in Afrika und Asien nationale und regionale Entwicklungsbüros zu schaffen, die von den Kirchen dort verantwortet werden und die unsere Partner sind, damit nicht mehr einfach der Initiative der einzelnen vor Ort überlassen bleibt zu entscheiden, was wichtig ist, sondern nationale und regionale Gesichtspunkte mitbeachtet werden. Damit werden eine Menge Interessenunterschiede und auch Rivalitäten aufgefangen. Auf diese Weise ist es auch leichter, entsprechende Beschlüsse in den Bischofskonferenzen herbeizuführen. Auf diese Weise wurde es z. B. möglich, daß in Brasilien dem Nordosten eindeutig Priorität gegenüber dem minder notleidenden Süden gegeben wurde.

*HK:* Verändert kirchliche Entwicklungshilfe die Kirchen in den Partnerländern im Grunde nicht nachhaltiger als die Lebensbedingungen der dortigen Bevölkerung? Werden so Kirchen, gerade wo die Zahl ihrer Gläubigen gering ist, nicht fast von selbst zu Entwicklungsagenturen zum Teil auch auf Kosten der Verkündigungsarbeit? Werden die Kirchen so nicht gerade als Glaubensgemeinschaften überfordert?

*Herkenrath:* Diese Frage muß sehr ernst genommen werden. Sie beschäftigt uns häufig beim Gespräch mit den Partnerkirchen. Und auch untereinander stellen wir uns diese Frage. Wir möchten keine zu stark sichtbare Kirche fördern mit großen Bauten und übertriebenen Einrichtungen, sondern wir möchten in den Menschen investieren. Wir müssen natürlich auch berücksichtigen, daß eine materiell zu machtvoll erscheinende Kirche besonders da, wo sie – wie etwa in Indien – eine kleine Minderheit dar-

stellt, Neidgefühle erregt. Letztlich muß aber die Ortskirche selbst diese Frage beantworten.

*HK:* Wäre es nicht gerade deswegen auch kirchenpolitisch wünschenswert, stärker über den kirchlichen Rahmen hinauszugehen?

*Herkenrath:* Das legt schon der Auftrag Misereors nahe, allen Menschen in Not zu helfen. Um diesen Auftrag zu erfüllen, brauchen wir viele Partner, die wir nicht nur im kirchlichen Bereich finden. Hinzu kommt, daß Priester primär pastoralen und missionarischen Aufgaben sich widmen müssen. Entwicklungspolitik ist die originäre Aufgabe der Laien. Bei der Partnersuche über den kirchlichen Bereich hinaus helfen uns sehr die gerade genannten Entwicklungsbüros, z. B. das der Indo-German Social Service Society. Dieses ausschließlich mit Laien besetzte Büro überprüft zur Entlastung für uns Anträge unserer Partner in Indien. Es pflegt gute Kontakte zu hinduistischen und Moslemgruppen. Auf diese Weise können wir immer mehr mit solchen Organisationen zusammenarbeiten, die breiter in der indischen Gesellschaft verankert sind. Vieles, was an Basisarbeit im Genossenschaftswesen oder in den Basisgesundheitsdiensten getan wird, reicht weit in nicht-christliche Gruppierungen hinein. Wir haben diesbezüglich keine Ängste, es gilt nur immer, den richtigen Partner zu finden.

### „Wir stellen gerne unser Know-how zur Verfügung“

*HK:* Läuft nicht einiges zunehmend gegen Misereor, insofern als immer mehr einzelne und auch Gemeinden dazu übergehen, Direkthilfen an einen Missionar, an eine Gruppe oder Gemeinde oder auch an eine Diözese zu leisten? Führt das auf Dauer zu einem Spendenrückgang bei den großen Hilfswerken?

*Herkenrath:* Ich glaube nicht. Wir hatten 1982 einen durch die Polenhilfe bedingten leichten Rückgang gegenüber 1981. Wir hatten aber 1983 mit ca. 3 Prozent Steigerung gegenüber dem vorausgegangenen Jahr das höchste Spendenaufkommen seit Bestehen von Misereor. Das ist um so beachtlicher, als die Zahl der Kirchenbesucher, die ja überwiegend die Spenden aufbringen, ständig zurückgegangen ist.

*HK:* Wie beurteilen Sie aber dieses offenbar doch stärker werdende Phänomen? Steckt darin nicht nur viel ganz persönliches Engagement, sondern auch beträchtliches Mißtrauen gegenüber dem Großapparat Misereor, der Entwicklungsarbeit zwar mit viel Können, aber „ohne Herz“ leistet?

*Herkenrath:* Es ist viel Engagement dabei und sicher auch manchmal Mißtrauen gegenüber dem großen Apparat. Wir möchten das Engagement gerne fördern. Wir haben vergangenes Jahr ein eigenes Referat Projektpartnerschaften eingerichtet. Über dieses können wir Projekte vermitteln für Partnerschaften von Pfarrei zu Pfarrei, von

Gruppe zu Gruppe, von Schule zu Schule. Wir tun das gerne, weisen aber auch auf die Schwierigkeiten hin, die solche Partnerschaften mit sich bringen. Das fängt bei den sprachlichen Barrieren an und setzt sich damit fort, daß man vom betreffenden Kulturraum eine nur sehr ungefähre Vorstellung hat. Der Partner draußen wird dadurch leicht überfordert. Wer clever ist und richtig Public Relations zu treiben weiß, der kann viele solcher Partnerschaften eingehen und so um sich eine Wohlstandsinsel schaffen. Eine andere Gefahr ist, daß ungeprüfte Projekte schlecht angesetzt werden und irgendwann scheitern.

*HK:* Können Sie da nicht vermitteln und damit zusätzliche Hilfwilligkeit anregen?

*Herkenrath:* Wir bekommen fast jeden Tag hierzu Anfragen auf den Tisch. Sie werden uns zugeleitet von Bischöfen und Priestern. Wir beraten dabei gerne, weil wir meinen, daß es gut ist, wenn solche Partnerschaften entstehen und zu einem echten Austausch führen. Es kann ja auf diese Weise etwas zurückfließen von den Werten, der Kultur, der Religion anderer Länder. Wir stellen also gerne unser Know-how zur Verfügung, indem wir Projekte vermitteln, die bei uns schon geprüft sind, oder bieten unseren Service an für Projekte, die wir selbst nicht verantworten. So möchten wir Fehlentwicklungen verhindern helfen.

*HK:* Aber ist das Unpersönliche eines großen Apparates nicht für Sie selbst ein Problem?

*Herkenrath:* Wir möchten schon, daß Hilfe mit Herz geleistet wird. Aber dies geschieht durch unsere Projektpart-

ner vor Ort. Es ist nicht so, daß wir anonyme Hilfe leisten. Unsere Hilfe wird durchaus von Mensch zu Mensch geleistet, draußen an der Basis, durch die Träger der Projekte, denen wir die Möglichkeiten zu helfen vermitteln.

### „Unsere Spender lassen sich nicht so leicht verunsichern“

*HK:* Hat Ihnen die Auseinandersetzung um Ihre Südafrika-Aktion in der deutschen Öffentlichkeit geschadet?

*Herkenrath:* Ganz offensichtlich nicht. Unsere Spender lassen sich durch vordergründige Polemik so leicht nicht verunsichern. Zu den positiven Ergebnissen der Diskussion um unsere Südafrika-Aktion zähle ich, daß vielen die Rolle unseres Hilfswerkes klarer geworden ist. Wir dürfen uns nicht darauf beschränken, Symptome zu bekämpfen. Wir müssen die Ursachen von Elend und Unterentwicklung aufdecken und gegen sie angehen.

*HK:* Fühlen Sie sich dadurch ermutigt, Konflikte, soweit sie im eigenen Lande entstehen, künftig auch offen auszutragen?

*Herkenrath:* Ich meine ja. Wir dürfen durchaus auch einmal ein konflikträchtiges Thema ansprechen und brauchen nicht ängstlich sein, wenn es um Menschenrechte und mehr Gerechtigkeit für Unterprivilegierte geht. Die Diskussion um den Informationsschwerpunkt Südafrika hat uns darin bestärkt, unseren Gemeinden auch schwierige Themen zuzumuten.

## Der christliche Sinn des menschlichen Leidens

### Das Päpstliche Rundschreiben „Salvifici Doloris“

*Für die kommende Fastenzeit und zum Abschluß des außerordentlichen Heiligen Jahres der Erlösung hat sich Johannes Paul II. mit einem Apostolischen Schreiben „Über den christlichen Sinn des menschlichen Leidens“ an die Katholiken in aller Welt gewandt. Der lateinische Wortlaut des Rundschreibens erschien im „Osservatore Romano“ vom 11. Februar. Der hier wiedergegebene Text entspricht der vom Vatikan und der Deutschen Bischofskonferenz verbreiteten deutschen Übersetzung.*

#### I. Einleitung

1. Die heilbringende Kraft des Leidens erklärend sagt der Apostel Paulus: „Für den Leib Christi, die Kirche, ergänze ich in meinem irdischen Leben, was an den Leiden Christi noch fehlt.“<sup>1</sup>

Diese Worte stehen gleichsam am Ende des langen We-

ges, der sich durch die Leiden hin erstreckt, die zur Geschichte des Menschen gehören und vom Wort Gottes erhellt werden. Es kommt ihnen fast die Bedeutung einer endgültigen Entdeckung zu, die von Freude begleitet ist; daher schreibt der Apostel: „Jetzt freue ich mich in den Leiden, die ich für euch ertrage“<sup>2</sup>. Die Freude kommt aus der Entdeckung des Sinnes des Leidens. Eine solche Entdeckung ist, obwohl Paulus von Tarsus, der diese Worte schreibt, ganz persönlich davon betroffen ist, zugleich auch gültig für andere. Der Apostel teilt seine eigene Entdeckung mit und freut sich darüber wegen all jener, denen sie helfen kann – so wie sie ihm geholfen hat –, den *heilbringenden Sinn des Leidens* zu ergründen.

2. Das Thema des Leidens – gerade unter dem Gesichtspunkt seines heilbringenden Sinnes – scheint in einem tiefen Zusammenhang mit dem Jahr der Erlösung als einem außerordentlichen Jubiläumsjahr der Kirche zu stehen.